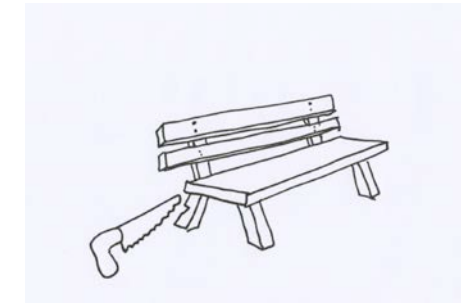
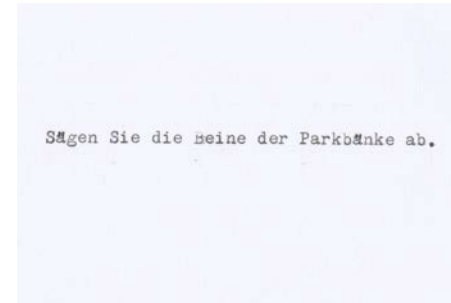


„SENIOREN-GERECHT BEDEUTET FÜR MICH MENSCHEN-GERECHT“

Mit scharfem Blick analysiert der Künstler Martin Binder Diskriminierungen in der Stadtgestaltung und verpackt das Gesehene in Kunstwerke, wo einem das Schmunzeln im Hals stecken bleibt. Er fotografiert Stacheln an Fenstersimsen, spricht über klassische Musik in U-Bahnhöfen und fordert auf ironische Weise auf, Beine von Parkbänken abzusägen, um damit ältere Menschen zu diskriminieren. Warum er das alles macht und was für ihn seniorengerechte Planung bedeutet, erzählt uns Martin Binder im Gespräch mit der G+L.

INTERVIEW: MAGDALENA SCHMIDKUNZ



Der Künstler Martin Binder gab in seiner Arbeit „Grauzone“ Anleitungen zum gezielten Diskriminieren.

INTERVIEWPARTNER:

Martin Binder studierte „Art in Context“ an der Universität der Künste in Berlin, ist Künstler und Experte für Kunst im öffentlichen Raum. Ein Schwerpunkt seiner Arbeit ist Diskriminierungen in der Stadtgestaltung.

Wie kam es dazu, dass Sie sich mit Diskriminierungen im öffentlichen Raum beschäftigen?

Ausgangspunkt waren für mich wissenschaftliche Langzeitstudien zu Vorurteilen gegenüber Minderheiten in Deutschland. Ich war schockiert, als ich die „Mitte-Studien“ und die Studien „Deutsche Zustände“ entdeckte. Die überraschend hohe Zustimmung zu menschenfeindlichen Aussagen gegenüber den verschiedenen untersuchten Gruppen brachte mich dazu, mich mit Vorurteilen zu befassen. Ich fand heraus, dass Vorurteile die Basis für Diskriminierung bilden. Durch meine Recherchen lernte ich, dass jemand, der starke Vorurteile gegenüber einer Gruppe von Menschen hat, mit einer sehr hohen Wahrscheinlichkeit auch andere Gruppen abwertet. Ich verrete seitdem die These, dass negative Vorurteile dazu führen, dass Menschen den Kontakt zu anderen Menschen meiden, die sie einer Fremdgruppe zuordnen. Im öffentlichen Raum sind Verdrängungsstrategien, die sich gegen bestimmte Gruppen von Menschen und Verhaltensweisen richten, schon lange gängige Praxis: Armlehnen auf Sitzgelegenheiten, die das Liegen verhindern; Beschallung mit klassischer Musik an Bahnhöfen; pinkfarbenes Licht, das Hautunreinheiten hervortreten lässt; Hochfrequenztöne, die nur für Jugendliche hörbar sind; unebene Bodenbeläge, die das Lagern verhindern; Überwachung; Spitzen und Stachel; Anti-Skate-Noppen – die Aufzählung lässt sich nahezu unendlich weiterführen. Ein

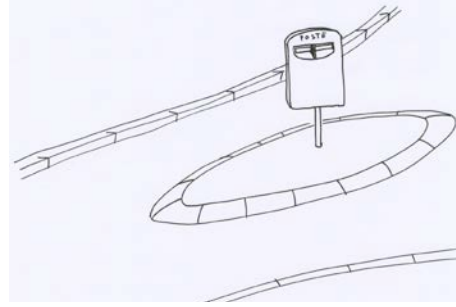
wichtiger Bezugspunkt ist für mich Henri Lefebvre. Er beschreibt in seinem Buch „Das Recht auf Stadt“ treffend: „Die Stadt hat eine symbolische Dimension; die Monumente, aber auch die Leerflächen, Plätze und Prachtstraßen, symbolisieren den Kosmos, die Welt, die Gesellschaft oder einfach den Staat.“ Wenn wir diese symbolische Dimension auf die unterschiedliche Behandlung von Stadtbewohner*innen im öffentlichen Raum übertragen, zwingt sich unweigerlich die Frage auf, was das über die Gesellschaft aussagt, in der solche Unterschiede möglich sind.

In welcher Form findet Diskriminierung von Alten in unseren Städten statt?

In der Gestaltung des öffentlichen Raums sehe ich bei uns eigentlich keine gezielte Diskriminierung alter Menschen. Wenn ein Ausschluss stattfindet, dann meist über Barrieren oder Hindernisse, die es den Betroffenen erschweren, bestimmte Wege zu nehmen oder Orte erreichen zu können. Ich denke nicht, dass (etwa im Gegensatz zur Diskriminierung von Obdachlosen) ein Großteil der Planer*innen sich überlegt, wie ältere Menschen am besten diskriminiert werden können. Die Diskriminierung geschieht hier eher aus Unwissenheit oder mangelnder Sensibilität für die Bedürfnisse älterer Menschen. Man läuft beim Thema Altersdiskriminierung immer Gefahr, Alter mit Behinderung gleichzusetzen. Das verstärkt Vorurteile nur noch. Wesentlich für Diskriminierung im Alter sind sozialer Ausschluss und Vorurteile (Ageismus).

Abbildungen: Martin Binder

Lassen Sie Postkästen nur auf Verkehrsinseln auf stark befahrenen Strassen anbringen.



Postkästen auf Verkehrsinseln deskriminieren insbesondere ältere Menschen.

Hinsichtlich der Mobilitätsanforderungen jedoch ist es nun mal so, dass ältere Menschen eher auf einen Rollator oder auf Gehhilfen angewiesen sind, dass sie sich eher langsamer bewegen als jüngere Menschen. Unebenes Pflaster, mangelnde Sitzgelegenheiten, kein Schatten im Sommer, kurze Grünphasen an Fußgängerampeln, hohe Bordsteine, schlechte Einsehbarkeit bei Zebrastreifen, Fehlen von Rampen – diese Elemente schaffen Ausschlüsse aufgrund von eingeschränkter Mobilität. Davon betroffen sind natürlich nicht ausschließlich ältere Menschen.

Was bedeutet für Sie seniorengerechte Planung?

Seniorengerecht bedeutet für mich Menschengerecht. Denn die individuellen Bedürfnisse älterer Menschen können so verschieden oder so ähnlich sein wie die von jüngeren Menschen. Wenn man weder mit dem Rad noch mit dem Rollator in eine Straßenbahnschiene rutschen kann, wenn im Sommer bequeme Sitzgelegenheiten unter schattenspendenden Bäumen stehen, wenn man sein Handy an der Bushaltestelle laden kann, wenn Kinderwagen und Rollstühle bequem über einen ebenen Bodenbelag fahren können, wenn man sich an belebten Orten niederlassen kann, um das Treiben zu beobachten, wenn immer eine öffentliche Toilette in der Nähe ist – dann steigert das für alle Stadtbewohner*innen das Wohlbefinden und die Lebensqualität. Nur weil bestimmte Gruppen besonders von einigen Hindernissen betroffen sind, heißt das nicht,

dass der Abbau dieser Hindernisse nicht auch für alle anderen angenehm ist.

Mit Ihrer Arbeit „Grauzone“ geben Sie eine Anleitung zum gezielten Diskriminieren. Warum?

Das Projekt entstand als Reaktion auf die bereits erwähnten Langzeitstudien zu Vorurteilen und Diskriminierung. Ich konnte einfach nicht fassen, welch menschenfeindliches Bild der deutschen Gesellschaft die Umfragen zeichneten. „Grauzone“ war der Beginn eines wichtigen Themenkomplexes, der sich nach wie vor durch meine Arbeit zieht, wie etwa in „Safe&Urban“, einer fiktiven Stadtmöblierungsfirma, die Produkte anbietet, mit denen gezielt Gruppen von Menschen diskriminiert werden. Ich möchte durch Ironie und Übertreibung auf bereits existierende Diskriminierungen in der Stadtgestaltung aufmerksam machen und gleichzeitig für die Gefahr sensibilisieren, die von Vorurteilen ausgeht, wenn man in einer offenen und gleichberechtigten Gesellschaft leben möchte.

Sie waren viel im Ausland und haben mehrere Monate in Finnland, Indien, Kanada und Russland gelebt. Wo leben Senior*innen aus Ihrer Sicht am besten? Was kann Deutschland von anderen Ländern lernen?

Pauschal ist das nicht zu beantworten. Zum Beispiel ist der Unterschied zwischen einem Leben in einer Metropole und auf dem Land überall enorm groß. In Indien habe ich



Auch zu hohe Mülleimer stellen ein Problem für Senior*innen dar. Vielmehr diskriminieren sie aber Pfandsammler*innen.

Abbildungen: Martin Binder

jedoch erlebt, wie ältere Menschen sehr viel mehr in die familiären Strukturen eingebunden sind, als ich es bei uns beobachte. In meiner Wahrnehmung herrscht in Indien auch ein sehr viel größerer Respekt vor den erfahreneren älteren Familienmitgliedern. Respekt und Neugier gegenüber älteren Menschen ist etwas, das Deutschland von anderen Ländern lernen kann. Gleichzeitig ist es auch Realität, dass in Indien die durchschnittliche Lebenserwartung bei 69,9 Jahren liegt, in Kanada und Finnland bei 82 Jahren. Was die Zugänglichkeit von öffentlichem Raum betrifft, habe ich in Chile erlebt, dass es kaum öffentlichen Raum gibt. In der Hauptstadt Santiago ist alles reglementiert, überwacht und eingezäunt. Ich habe letztes Jahr fünf Monate dort verbracht und konnte auch beobachten, dass man es als Mensch mit körperlichen Einschränkungen extrem schwer bei der Fortbewegung in der Stadt hat. Das ist in Finnland anders: Ganz klar legt man dort einen Fokus auf barrierefreies Bauen und

Universal Design, auch mehr als bei uns – so nehme ich es zumindest wahr. Offenbar gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Wohlstand eines Landes, der Lebensqualität und der Lebenserwartung. In Deutschland haben wir im internationalen Vergleich einen hohen Lebensstandard, eine hohe Lebensqualität und eine hohe Lebenserwartung. Jedoch ist Vereinsamung für immer mehr Menschen bei uns Realität – besonders in Großstädten. Davon sind nicht nur alte Menschen betroffen, auch junge Menschen vereinsamen immer mehr. Hier kann die Gestaltung von Städten sehr viel bewegen, kann vernetzen, Orte des Austauschs anbieten, Mitbestimmung zulassen und möglichst Vielen die Gelegenheit bieten, sich als gestaltender Teil einer Stadtgemeinschaft zu sehen. Es wird wahrhaftig öffentliche Begegnungsflächen brauchen und mehr Empathie. Dabei können wir uns ständig selbst überprüfen, indem wir uns fragen: In welcher Art von Stadt möchten wir leben? ■

1/2
XXXXXX